

Zur Vorgeschichte der katholischen Pfarrei Lübben

Vortrag zum Jubiläum der Kirchweihe vor 150 Jahren in
Lübben, am 4. Oktober 2013

Von Dr. Winfried Töpler

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Mit der Christianisierung des Landes bildete sich eine mehrstufige Struktur der kirchlichen Organisation heraus. Jede Pfarrei gehörte zu einem Erzpriestersprengel, dieser zu einem Archidiakonat und dieses zu einem Bistum.

Die Pfarrei oder Kirchengemeinde war die kleinste kirchliche Einheit. Meist gehörten mehrere Dörfer zu einer Pfarrei. Es gibt Gegenden, zum Beispiel um Luckau und Doberlug, wo eine Pfarrei nur aus einem Dorf oder aus zwei Dörfern bestand. Hier im Lübbener Raum gab es dagegen etliche Großpfarreien, wo mehrere Dörfer zu einer Pfarrei gehörten. Die größte Pfarrei hatte wohl Sommerfeld in der östlichen Niederlausitz mit 22 Dörfern, zu Senftenberg gehörten 17 Dörfer. Dies lag oft an den lokalen Herrschaftsverhältnissen. Besaß ein Adliger mehrere Dörfer, dann wollte er oft, dass sich die Bewohner auf eine Kirche konzentrierten. Doch bedenken Sie bitte,

dass man sich meist nur zu Fuß bewegen konnte. Die Bewohner von Goyatz am Schwielochsee beispielsweise mussten 12 km laufen, um ihre Pfarrkirche in Neuzauche zu besuchen. Welch ein Aufwand war da nötig, um am Sonntag in die Kirchen zu kommen?

Jede Pfarrei gehörte zu einem Erzpriestersprengel, lateinisch Archipresbyterat genannt. Heute sagen wir meist Dekanat oder in der evangelischen Kirche Kirchenkreis dazu. Zum Lübbener Erzpriestersprengel gehörten nur acht Pfarreien. Aber es waren Pfarreien mit Filialkirchen und mehreren Dörfern. Die nächsten Erzpriester amtierten in Storkow, Beeskow, Cottbus, Calau und Luckau.

Die Spitze eines Sprengels war der Erzpriester. Während heute das Amt des Erzpriesters oder Dekans an einen Pfarrer innerhalb des Sprengels übergeben wird, der es am besten verwalten kann, oder profan ausgedrückt, der neben seinem Pfarramt die meiste Zeit erübrigen kann, wurde damals das Amt meist dem Pfarrer am Hauptort übergeben. Der Stadtpfarrer von Lübben war also in der Regel auch der Erzpriester des Dekanats. Er hatte die Aufsicht über die Pfarrer und führte die neu angestellten in ihr Amt ein, ähnlich, wie wir es heute kennen. Ein Erzpriester oder Dekan ist eigentlich ein Pfarrer wie jeder andere, nur dass er durch besondere Aufgaben etwas

herausgehoben ist. Urkundlich erwähnt wird der Lübbener Erzpriester allerdings erst sehr spät.

Mehrere Erzpriestersprengel waren zu einem Archidiakonatsprengel zusammengefasst. Heute kennen wir im Bistum Görlitz diese Verwaltungsebene nicht; aber in größeren Bistümern schon, und in der evangelischen Kirche haben wir vergleichbar die Superintendenturen. 13 Erzpriestersprengel bildeten den Archidiakonatsprengel Niederlausitz, wobei der kirchliche Bezirk sich nicht mit dem weltlichen Bezirk, d. h. mit dem Markgraftum Niederlausitz deckte. Während ein Teil der östlichen Niederlausitz dem Archidiakonatsprengel Oberlausitz unterstand, gehörten im Westen Schlieben, Dahme und Zossen noch dazu. Das Archidiakonatsprengel Niederlausitz war territorial sehr groß; es machte ein Drittel des Bistums Meißen aus. Auch das Archidiakonatsprengel Oberlausitz war sehr groß, während die Verwaltungsstrukturen im Elberaum wesentlich enger waren. Hier machten die sieben anderen Archidiakonatsprengel gemeinsam das dritte Drittel des Bistums Meißen aus.

Verwaltungszentrum für ein Archidiakonatsprengel war natürlich auch hier wieder der wichtigste Ort im Bezirk. Doch welcher war dies für die Niederlausitz? Die geografisch im Mittelpunkt gelegene Stadt Cottbus gehörte einer Adelsfamilie, war eine sogenannte Mediatstadt. In der Niederlausitz gab es nur vier Städte, die keinem Adligen,

sondern dem Landesherrn direkt unterstanden. Dies waren Guben, Calau, Luckau und Lübben. Von diesen Städten wurde nun Lübben der Mittelpunkt des Archidiakonats. Lübben wurde so zur kirchlichen Hauptstadt der Niederlausitz. Aber es war nicht Sitz des Archidiakons.

Der Archidiakon der Niederlausitz war zugleich Domherr in Meißen und residierte dort in Meißen. Besser ausgedrückt: Einer der Domherren in Meißen übernahm die Aufgaben des Archidiakons der Niederlausitz. Das Problem war vermutlich ganz profan die Bezahlung, das Gehalt. Wenn wir heute von Pfründen im Mittelalter sprechen, hat das oft einen negativen Klang. Dabei ist eine Pfründe nichts anderes als eine Plan- oder Gehaltsstelle. Ein Pfarrer bekam seinen Unterhalt neben dem Kirchenzehnten aus dem Pfarrgut, das ihm zu seinem Pfarramt übertragen wurde. Ein Erzpriester war auch nur Pfarrer und bekam seinen Unterhalt aus dem Pfarrgut. Da er aber an dem Hauptort der Gegend amtierte, hatte er ein größeres Pfarrgut und sicher mehr Kirchgelder zur Verfügung. Die Domherren in Meißen und der Bischof bekamen Unterhalt aus den Gütern des Domstiftes. In ähnlicher Weise wurden die Archidiakone bezahlt. Sie waren Kanoniker an sogenannten Kollegiatstiften. So war es in Bautzen, Dresden, Großenhain, Wurzen und natürlich

Meißen. Dort gab es Kollegiatstifte, mit deren „Planstellen“ dann die Beamten der höheren Kirchenverwaltung bezahlt wurden. Nur in der Niederlausitz war kein Kollegiatstift gegründet worden. Es gab also keine Finanzierungsmöglichkeit für die obere kirchliche Verwaltung der Niederlausitz. Daher musste einer der Domherren zu Meißen die Aufgabe des Archidiakons der Niederlausitz wahrnehmen. Doch als Domherren amtierten sie in Meißen und als Rechtsgelehrte waren sie oft in der Kanzlei des Markgrafen tätig, kamen also nur selten hierher ins Land.

Erstmals wird ein Archidiakon 1228 erwähnt. Er amtierte wie seine Nachfolger von Meißen aus. Um diesen unhaltbaren Zustand zu verbessern und eine engere Verbindung des Archidiakons mit seinem Archidiakonat zu schaffen, setzte Archidiakon Konrad von Wallhausen 1361 durch, dass die Pfarrei Lübben mit dem Archidiakonat verbunden wurde. Der Pfarrer von Lübben war somit Pfarrer für die Stadt, Erzpriester für die Umgebung, Archidiakon für die ganze Niederlausitz und Domherr in Meißen. Und er amtierte von Meißen aus. Wenige Jahre später (1370) verlangte dann das Domkapitel vom Archidiakon, dass er sich in Lübben durch eine geeignete Person zu vertreten habe. Diese nannte man Offizial. De jure blieb der Archidiakon zugleich

Pfarrer von Lübben, doch nun gab es einen höheren Geistlichen vor Ort, der die Verwaltungsaufgaben erledigte. Die Gottesdienste an der Pfarrkirche erledigten Kapläne. Die für uns heute so wichtige Aufgabe des Pfarrers als Seelsorger kannte man damals so gut wie nicht.

Lübben war also am Ausgang des Mittelalters gewissermaßen kirchliche Hauptstadt der Niederlausitz. Es ging nicht nur um die konkreten Personen von Archidiakon und Offizial. Diese zogen ja einen ganzen Tross von Mitarbeitern nach sich. Und so gab es in Lübben schon im Mittelalter eine ganz Reihe von Personen, die rechtskundig oder wenigstens schreibkundig waren. Die Kirche hatte schon immer mehr Wert auf die Verwaltung gelegt, als die weltlichen Herrschaften. Und so kam es, dass die Städte oder die Landesherren oft kirchliche Verwaltungsbeamte in ihre Verwaltung einbezogen, um deren Können zu nutzen. Möglicherweise war der Sitz der kirchlichen Verwaltung der Niederlausitz hier in Lübben die Ursache dafür, dass sich dann auch die Adligen des Landes hier trafen und hier ihre Versammlungen abhielten.

Letzter Offizial war Erasmus Günther. Er muss um 1525 in sein Amt eingesetzt worden sein, wandte sich langsam der neuen Lehre zu, dürfte sich 1540 offen zu bekannt haben und starb 1548. Es gab dann auch weiterhin die

Amtsbezeichnung Offizial, die aber kaum noch etwas mit der bisherigen Rechtsstellung zu tun hatte.

Dies war jetzt eine Vorstellung der Verwaltungsstrukturen im Mittelalter, wo Lübben für die Niederlausitz eine große Bedeutung hatte. Ich möchte nun den Blick lenken auf das Leben, auf den Alltag der Gläubigen in dieser Zeit. Um es gleich zu sagen: Dies ist sehr mühsam. Wer schreibt schon sein alltägliches Leben auf? Akten, also schriftliche Überlieferungen entstehen bei Rechtsgeschäften, bei Finanzangelegenheiten und im Gericht. Um sich das damalige Alltagsleben vorzustellen, muss man also versuchen, durch diese Aktenberge „hindurchzusehen“. Dennoch bleibt das Unterfangen mühsam. Ich muss um Entschuldigung bitten, wenn ich im folgenden Abschnitt mehr Neuzelle, Guben und Beeskow im Blick habe. Zu diesen Orten kenne ich die mittelalterlichen Quellen besser als zu Lübben.

Auch zu Lübben gibt es viele Unterlagen, welcher Altar mit wieviel Geld gestiftet worden war, wann wem etwas ausbezahlt war. Aber über die Finanzgeschäfte wollte ich hier nicht reden. Doch zu den Fragen, welchen Gottesdienst der Priester zu halten hatte, wer ihm hier zur Seite stehen sollte, wie der Pfarrer Seelsorge betrieb, dazu

ist kaum etwas überliefert. So muss ich den Beobachtungskreis über die Stadt weit hinausziehen.

Überblicken wir die Nachrichten zum Kirchenjahr, genauer zum wichtigsten Fest im christlichen Jahr. Zur Vorbereitung auf das Osterfest gibt es die 40-tägige Fastenzeit. Nicht der Verzicht auf Speise und Trank steht im Vordergrund, sondern die innere Einkehr. Doch mit dem Verzicht soll der Blick weg von den alltäglichen Annehmlichkeiten auf das Wesentliche des Glaubens gelenkt werden. Über die innere Besinnung der Menschen werden wir nur schwerlich etwas in den Urkunden erfahren, aber immerhin über das äußere Fasten. 1490 gestattete Papst Innozenz VIII. den Bürgern von Beeskow für 20 Jahre, dass sie in der Fastenzeit, weil sie einen Mangel an gutem Öl hätten, Butter und Milchspeisen zu sich nehmen zu dürfen. Daraus können wir entnehmen, dass in Beeskow - zumindest idealiter - die Praxis bestand, in der Fastenzeit nicht nur auf Fleisch, sondern auf jegliche tierische Nahrungsmittel zu verzichten. Für die 40 Tage der Fastenzeit waren die Beeskower Bürger zu Veganern geworden. Und dann hatte der Papst ihnen hier eine kleine Erleichterung erlaubt.

Zur Ausgestaltung der Karwoche und des Osterfestes berichtet der Chronist von Beeskow aus dem Jahr 1518,

dass in der Kapelle auf dem Kreuzberge vor Beeskow Osterkuchen und Osterfladen geweiht wurden. Hier dürfen wir vermuten, dass es eine Art Osterspaziergang am Ostermorgen aus der Stadt hinaus gegeben hat. Ob die Gläubigen hierher ihr eigenes Brot mitbrachten, um es segnen zu lassen, oder ob es hier ein gemeinsames Mahl gegeben hat, muss offen bleiben. Aber in unserem Nachbarland Polen ist es heute noch üblich - allerdings zu Weihnachten - dass sich die Gläubigen von den Geistlichen gesegnete Oblaten erbeten, um dann zu Hause eine gesegnete Speise zu haben. Dies ist nun kein Glaubensbekenntnis, aber eine tief im Glauben verwurzelte Gewohnheit.

Welche Feste im Jahreskreis begangen wurden, ist mitunter aus den Altarstiftungen zu ermitteln. Doch waren dies private Stiftungen, die nicht unbedingt das Leben an der Pfarrkirche widerspiegeln. In Beeskow gibt es aber eine herausragende Quelle aus dem Jahre 1418, als ein wohl länger anhaltender Streit zwischen Stadt, Propst und Schulmeister beigelegt werden konnte. Hier wurde penibel festgelegt, wie der Propst den Schulmeister und die Schüler bei ihrem Gesang in der Kirche zu entlohnen und zu versorgen habe. Ich möchte hier nicht die Versorgungsleistungen vorstellen, sondern die darin enthaltenen Aussagen über die Ausgestaltungen der

Gottesdienste benennen. Zu berücksichtigen ist, dass es unterschiedliche Kategorien von Festtagen gab. Was wir heute nüchtern in Gedenktage, gebotene und nicht gebotene Festtage sowie Hochfeste einteilen, hat man damals nach der Zahl der Lesungen im Gottesdienst umschrieben: es gab Festtage mit drei, mit sechs und sogar mit neun Lesungen.

Konkret wurde für Beeskow damals Folgendes festgelegt: Der Schulmeister soll mit seinen Schülern in der Osternacht - eine Messe mit neun Lesungen - und die Laudes nach christlicher Gewohnheit singen. An dreizehn benannten Heiligtagen soll er in den Gottesdiensten jeweils sechs Lesungen, sechs Psalmen und das Te Deum singen: Heilige Drei Könige (6.1.), Lichtmess (2.2.), Mariä Verkündigung (25.3.), Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Fronleichnam, St. Peter und Paul (29.6.), Visitatio Mariä (2.7.), St. Donatus (7.8.), Mariä Himmelfahrt (15.8.), Mariä Geburt (8.9.), Kirchweihfest und Allerheiligen (1.11.). Wir haben hier also die nach Ostern und Weihnachten üblichen Hochfeste vor uns. Bemerkenswert ist der Festtag des hl. Donatus. Er steht hier wohl als Patron der Kathedrale zu Meißen, wohin die Niederlausitz ja gehörte.

Außerdem werden die Schüler entlohnt für ihr Singen an Neujahr, Pauli Conversionis, Kreuzauffindung, Trinitatis, an den verschiedenen Apostelfesten und an anderen

Heiligenfesten. Außerdem werden das Kirchweihfest des Hospitals und die Quatembertage genannt, an denen die Schüler zu singen hatten. Es war also eine ganze Reihe von Tagen, an denen die Schüler im Gottesdienst singen sollten. Wenn wir dann noch berücksichtigen, dass neben den jährlich wiederkehrenden Tagen es auch noch andere Tage gab, an denen die Schüler sicher auch singen sollten, wie Trauungen und Beerdigungen, gewinnt man den Eindruck, dass Schule und Schola identisch sind. Die Kinder gingen in die Schule, um das Singen für den Gottesdienst zu erlernen. Eine allgemeinbildende Schule war damals noch nicht bekannt.

Die Sprache der Liturgie war natürlich das Latein. Gegen das allgemeine Vorurteil, dass die Menschen davon nichts verstehen konnten, möchte ich zum Vergleich die heutige Zeit heranziehen und fragen, ob das Englisch der Computerwelt auch nur von wenigen Spezialisten verstanden wird? Zumindest die wichtigen Grundaussagen dürften viele gekannt haben. Und die Predigt, die Auslegung der Heiligen Schrift, wurde auch schon vor der Reformation in der Landessprache gehalten. Hier in der Niederlausitz gibt es aber zwei Landessprechen, die deutsche und die wendische. In mehreren Orten der Niederlausitz werden „deutsche Prediger“ und wenig später auch „wendische Prediger“

erwähnt. Hier in Lübben werden wendische Prediger erst in der Reformationszeit urkundlich genannt, doch dürfen wir davon ausgehen, dass es sie auch schon in früherer Zeit gegeben hat.

Neben den Sonntagsgottesdiensten gab es auch bestimmte Gottesdienste unter der Woche. Bei den verschiedenen Altarstiftungen erfahren wir davon. So war am Freitag meist des Leidens und Sterbens Jesu Christi zu gedenken.

Vor allem die Bruderschaften hatten ihre besonderen Gottesdienste. Die Beeskower Schützengesellschaft durfte jeden Donnerstag ihren „Vereinstag“ mit einem Gottesdienst begehen. 1448 wurde ihr gestattet, diesen Gottesdienst vor dem in der Monstranz ausgesetzten Allerheiligsten zu halten und ihn mit Gesang, Orgel- und Bläuserspiel zu verschönern. Hier haben wir also eine wöchentliche Fronleichnamsverehrung vor uns. Am Michaelstag beging die Bruderschaft ihr Jahresfest, bei dem eine Seelenmesse zum Gedächtnis an die verstorbenen Mitglieder gelesen wurde. Außerdem hatten ihre Mitglieder bei der Fronleichnamsprozession das Recht, mit Kerzen voranzugehen. Dieser Satz belegt die Bedeutung des Fronleichnamsfestes, aber auch, wie sehr sich jeder Verein an manchmal auch nur kleine, aber bestimmte Vorrechte klammerte, um in der großen

Gemeinde besonders wahrgenommen zu werden. Kleine Menschlichkeiten waren da oft wichtiger als die Bekundung des christlichen Glaubens. Insgesamt aber sorgten Bruderschaften für eine feierliche Ausgestaltung der Prozessionen und deren problemlose Abwicklung.

Es gibt die Möglichkeit, aus verschiedenen Bräuchen, die erst aus späterer Zeit überliefert sind, zu schließen, was im Mittelalter praktiziert wurde. Dies möchte ich Ihnen am Fronleichnamfest zeigen. Wie andernorts begehen wir auch in Neuzelle - meinem Heimatort - das Fronleichnamfest. Wir katholische Christen tragen das heilige Brot, das für uns Christus darstellt, in einer Prozession feierlich durch den Ort. Der Neuzeller Chronist vermerkt, dass dieses Fest 1450 eingeführt wurde. Der Chronist beruft sich dabei einfach auf eine Reise des deutschen Kurienkardinals Nikolaus von Kues, der 1450 durch Deutschland reiste und sich sehr für die Verbreitung dieses Festes einsetzte. So einfach darf man sich das natürlich nicht machen. Dennoch gibt es Punkte, aus denen wir auf das hohe Alter des Festes schließen können. Die große Besonderheit an diesem Fest in Neuzelle war, dass es zwei Prozessionen gab. Bis 1940 wurde sowohl am Donnerstag, dem eigentlichen Feiertag, als auch am darauf folgenden Sonntag in großer Prozession durch den Ort

geschritten. Diese Dopplung lässt sich nur erklären, wenn man auf die Praxis der Fronleichnamsprozession in den mittelalterlichen Bischofsstädten schaut. Dort war es üblich, dass die große feierliche Prozession am Donnerstag nur an der Kathedrale oder an der Hauptkirche gehalten wurde, während die einzelnen Kirchengemeinden dann am Sonntag ihre eigene Prozession begehen durften. In Neuzelle können wir davon ausgehen, dass am Donnerstag eine feierliche Prozession der Mönche mit den umliegenden Gemeinden im Kloster oder um dasselbe gehalten wurde. Am Sonntag durften dann die Kirchengemeinden ihre eigenen Prozessionen gehen. Mit der Reformation wurden die umliegenden Gemeinden evangelisch und die zweite Prozession konzentrierte sich auf Neuzelle allein.

Es gibt noch einen zweiten beachtenswerten Punkt. Bis zur Aufhebung des Klosters beteiligten sich auch die Ratsherren von Fürstenberg und die Schützengilden von Fürstenberg und Wellmitz an der Prozession. Dies waren aber evangelischen Christen. Aus der Praxis der Beteiligung der evangelischen Christen müssen wir schließen, dass die Ausgestaltung der Prozession und damit die Prozession an sich schon in der Zeit vor der Reformation üblich war.

Ähnliches können wir von der Osterprozession berichten. Wir Christen ziehen am Morgen des Ostersonntags hinaus, um die Frohe Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi in alle Welt zu verkünden. Und in ländlichen Gegenden erfolgte das natürlich zu Pferde. Heute kennen wir diesen Brauch nur noch aus der sorbischen Oberlausitz, aber er war im Mittelalter weit verbreitet. Dass dieser Brauch auch in Neuzelle üblich war, belegen Nachrichten aus dem Jahre 1727. Damals kam eine landesherrliche Kommission nach Neuzelle, um nach dem Tode des Abtes Conradus Einfluss auf die Geschicke des Klosters zu nehmen. Dabei musste sie unter anderem feststellen, dass von der evangelischen Bevölkerung in den Kirchgemeinden des Klosterlandes Osterprozessionen gehalten wurden. Aus den verschiedenen Unterlagen erfahren wir, dass am Ostersonntagmorgen die Mönche für sich im Kloster eine Prozession hielten. Am Ostersonntagnachmittag zogen sie mit der Bevölkerung um das Kloster. Am Ostermontag zogen die Bewohner der Klosterdörfer zu Pferde jeweils durch ihre Dörfer. Zumindest aus Wellmitz ist bekannt, dass die evangelische Gemeinde zu Pferde mit Fahnen und Kreuz um ihr Dorf zog. Am Osterdienstag aber gab es eine große Prozession zu Pferde durch die sechs umliegenden Dörfer mit Ziel und Sammlungspunkt im

Kloster. Man könnte dies als barocke Prachtentfaltung werten. Aber weil sich die evangelischen Bewohner beteiligten, darf man auch hier schließen, dass es diese Prozessionen schon vor der Reformation im Mittelalter gab. Diese Praxis dürfte bis zur Aufhebung des Klosters bestanden haben und verlor sich dann.

Das waren jetzt zwei Bereiche, bei denen wir sehen konnten, wie aus späteren Nachrichten auf mittelalterliche Zusammenhänge und Gebräuche geschlossen werden kann. - Ähnlich wie es in Neuzelle war, dürfen wir es auch in Lübben vermuten. Es gab Prozessionen an den hohen Festtagen jeweils hier in der Stadt und im Umland.

Auch hier in Lübben hat es am Ausgang des Mittelalters ein Kloster gegeben. Aufgrund einer Marienerscheinung war um 1470 auf dem Frauenberge vor der Stadt eine Kapelle erbaut worden. Viele Gläubige kamen hier zusammen, um die Hilfe der Gottesmutter zu erflehen. Im Spätmittelalter drückte sich das Glaubensleben immer auch sehr materiell aus, und so kamen hier reichlich Spenden zusammen. Sie flossen so reichlich, dass man über deren Aufteilung und Verwendung in Streit geriet. Ein Ausgleichsversuch von 1477 sah vor, dass ein Drittel dem Diözesanbischof, ein Drittel dem Archidiakon und ein Drittel den Lübbener Kirchenväter zukommen sollte. Doch

die Lausitzer Adligen wollten nicht, dass das Geld außer Landes geht. Bischof und Archidiakon saßen in Meißen unter wettinischer Hoheit, Lübben stand hingegen unter böhmischer Hoheit. So kamen der Landvogt und die Lübbener Kirchen- und Stadtväter auf die Idee, ein Kloster zu gründen, dem die Spendeneinnahmen zufließen sollten. Der Papst bestätigte die Klostergründung, doch der anvisierte Orden weigerte sich, die Aufgabe zu übernehmen. So holte man Wilhelmitenmönche aus dem Kloster Orlamünde herbei und siedelte sie 1498 hier an. Bischof und Archidiakon protestierten gegen dieses Vorgehen, da sie nun keine Einnahmen mehr aus der Wallfahrtskapelle erhielten. Das Kloster war also von vornherein in einen Streit um Einkünfte und Finanzen hineingestellt worden. Diese unglückliche Verquickung von Glauben und materiellen Werten macht das kirchliche Leben im Spätmittelalter aus, das dann in die Reformation führte. Wie sollte da ein Kloster zu einer geistlichen Blüte kommen?

Unter dem Schutz des Landvogtes und der Lausitzer Adligen bestand das Kloster einige wenige Jahre. Doch 1537 soll es keinen Konvent mehr gegeben haben. 1543 zog der Landvogt einen Schlussstrich und vergab die Besitzungen als Lehngut einem Adligen.

Durch die Reformation verschwand das katholische Leben aus Lübben - nicht ganz. Unter den Bürgern der Stadt gab es wohl keine Katholiken. Aber in diese Stadt kamen die Stände der Niederlausitz zusammen und damit auch der Abt von Neuzelle. Zeitweise besaß der Abt ein eigenes Haus, in dem er in seiner Funktion als Erster Landstand der Niederlausitz abstieg. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde das heute noch stehende Ständehaus erbaut. Hier hatte der Abt - wenn man vor dem Tor steht - links oben seine Gemächer. Hier feierte er sicher auch katholischen Gottesdienst. Aber die protestantische Umgebung achtete peinlich genau darauf, dass dies im privaten Rahmen blieb und nicht in die Öffentlichkeit getragen wurde.

Im Laufe der Zeit waren immer wieder einzelne Katholiken in der Niederlausitz sesshaft geworden. Dies waren ausländische Kaufleute, Handwerker und Glasmacher, die zu den Glashütten um Döbern und Baruth zogen. Auch im Adel gab es vereinzelte Katholiken. Um sie alle sorgten sich der Abt und die Neuzeller Mönche. Allerdings durften sie keinen öffentlichen Gottesdienst halten, sie durften nicht taufen, trauen oder Beerdigungen vornehmen. Sie durften nur im privaten Rahmen Gottesdienst, also die Messe feiern, Beichte hören und die Krankenkommunion spenden. Die Zahl der Katholiken, die

hier zusammenkamen, war natürlich recht bescheiden. Oft war es nur „eine Hand voll“ - im wahrsten Sinne des Wortes, und manchmal auch noch weniger.

Die Praxis im Glaubensleben war damals etwas anders als heute. Die Krankensalbung verstand man als letzte Ölung, und ohne diese sollte niemand sterben. Gerade hier wird deutlich, mit welchem Aufwand die Neuzeller Mönche die Seelsorge betrieben. Am 3. Mai 1758 lag hier in Lübben ein italienischer Kaufmann im Sterben und begehrte einen katholischen Priester. Man schickte also einen Reiter nach Neuzelle, und dann kam ein Geistlicher zu Pferde zurück. Heute benötigt man eine Stunde hin und eine zurück. Doch damals? Als der Geistliche dann hier ankam, war der Kaufmann bereits verstorben. Der Geistliche nutzte aber gleich die Gelegenheit, um mit den versammelten Katholiken das Fest Christi Himmelfahrt zu begehen. Die heilige Kommunion empfing man damals, selbst wenn man jeden Sonntag zur Kirche kam, nur einige Male im Jahr. Doch dann hatte man zuvor den Beichtstuhl besucht. Für einen würdigen Empfang der Eucharistie hatte man sich zuvor in der Beichte vorbereitet. In den Jahren um 1770 und 1790 kamen hier in Lübben etwa 20 bis 30 Personen zu den Gottesdiensten zusammen, und die waren alle zuvor zur Beichte gegangen. Im Februar 1791 hatte der Neuzeller Geistliche - P. Conradus - 35 Beichtende

zu hören. Wann hat der Pfarrer heute mal soviel Beichtende? Dabei gab es damals hier offiziell noch gar keine Gemeinde.

Auf den Missionsstationen waren oft zwei Geistliche gemeinsam unterwegs. Sie hörten die Beichte, hielten den Gottesdienst, besuchten die Kranken und gaben wohl auch Religionsunterricht. Was man eben so an einem Tage bewältigen kann. Oft waren sie aber an einem Tage an zwei oder gar mehr Stationen. Mitunter wurden sie aber auch in die preußischen Kasernen gerufen, wenn Soldaten zum Tode verurteilt worden waren. Wenn diese katholisch waren und nach einem Priester verlangt hatten, kamen die Neuzeller Geistlichen, um sie auf ihrem letzten Weg zu begleiten.

1815 kam die Niederlausitz unter preußische Hoheit und 1817 wurde das Zisterzienserkloster Neuzelle aufgehoben. Damit war keine personell so gut ausgestattete Seelsorge mehr möglich. Da aber in der Aufhebungsurkunde der König die Neuzeller Pfarrer verpflichtete, die Seelsorge so auszuüben, wie es bisher das Kloster getan hat, setzten die Pfarrer bei der Regierung in Frankfurt durch, dass diese nun die Reisekosten für die Geistlichen zu tragen hatte. Es bildete sich nun ein Rhythmus heraus, nachdem die Neuzeller Geistlichen

zweimal im Jahr in die Lübbener Gegend kamen und hier im Landhaus katholischen Gottesdienst hielten. Es waren richtige Missionsreisen, die sie von Cottbus über Vetschau, Lübben, Luckau, Dahme, Golßen und Baruth führte. 1818 zählte man in Lübben 62 Katholiken, in Luckau 20 und in Lieberose 2 Katholiken. Bei den Volkszählungen um 1850 brachten es die drei Kreise Calau, Luckau und Lübben jeweils auf 100 bis 150 Katholiken. Lübben hatte eigentlich meist die kleinste Zahl, doch kam hier noch das Militär hinzu. Seit 1833 gab es Gottesdienste für katholische Soldaten. Es blieb aber dabei, dass die katholischen Geistlichen nur Gottesdienst feiern, Beichte hören und Krankenkommunion spenden durften. Die sogenannten Parochialakte, Taufe, Trauung und Beerdigung blieben, vor allem was die Einkünfte betraf, den am Ort ansässigen evangelischen Geistlichen vorbehalten.

1850 gab es dann einen Wandel. Nach der frühbürgerlichen Revolution 1848 gab sich Preußen 1850 eine neue Verfassung, welche den Katholiken die gleichen Bürgerrechte zustand und den sogenannten Pfarrzwang aufhob. Die Katholiken konnten nun auch in Preußen katholische Gemeinden gründen. Und das tat Pfarrer Florian Birnbach von Neuzelle sofort und baute trotz äußerster Knappheit an Geldmitteln mehrere Kirchen und ließ dort eigene Geistliche anstellen. Die offizielle

Errichtung als Pfarrei zog sich dann oft noch einige Jahre hin. Es entstanden katholische Kirchen in Cottbus 1850, Landsberg a. d. W. 1855, Crossen und Drossen NM 1857, Zielenzig NM 1862, Küstrin und Lübben 1863, schließlich Guben 1866. Welch gewaltiges Kirchbauprogramm hat ein einzelner Pfarrer hier durchgezogen! Er war sich nicht zu schade, Bettelbriefe an verschiedene Personen und Organisationen zu schicken. Viele Geldmittel bekam er vom katholischen Adel Oberschlesiens, aber auch von den Grafen Brühl, die in der östlichen Niederlausitz ansässig waren. Dann gaben die Bischöfe von Breslau viel hinzu. Neben den vielen kleinen Spenden kam aber auch große Hilfe vom Bonifatiuswerk, das wir ja heute noch kennen und das heute noch viel hilft. Mit Hilfe vieler konnte so in der Niederlausitz die katholische Kirche wieder zum Leben erwachen.

Hier in Lübben sind ab 1860 Überlegungen greifbar, eine Kirche zu errichten und eine eigene Gemeinde zu gründen. Viele Widerstände mussten bewältigt werden, bis dann am 4. Oktober 1863 die Kirche geweiht werden konnte. Ein Pfarrer wurde angestellt und die Gemeinde bekam eine feste Form.

Damit sind wir an dem Tag angekommen, dessen 150. Wiederkehr wir hier begehen. Und ich darf meinen Vortrag

beenden. Ich hoffe, dass ich einen Eindruck vom Leben der Katholiken in früheren Zeiten vermitteln konnte.

Alle Rechte beim Autor